

ANDREA GRILL



DAS PARADIES  
DES DOKTOR  
CASPARI

ROMAN | ZSOLNAY



Zsolnay E-Book

Andrea Grill

DAS PARADIES  
DES DOKTOR  
CASPARI

Roman

Paul Zsolnay Verlag

ISBN 978-3-552-05750-0

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Foto: © Oli Scarff/Staff/Getty Images

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen

finden Sie unter [www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf

[www.facebook.com/ZsolnayDeuticke](http://www.facebook.com/ZsolnayDeuticke)

Datenkonvertierung: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

## I.

DAS WICHTIGSTE SIND DIE KÖRPER. So fragil, dass ich sie nicht angreifen, nur berühren kann; mit der Spitze eines Pinsels aus Marderhaar setze ich behutsam einen nach dem anderen auf ein Stück glattes durchsichtiges Papier und die Waage, ein Gerät, wie es in Apotheken verwendet wird, auf tausendstel Gramm genau. Ich notiere ihre wöchentliche Gewichtszunahme. Sie rühren sich nicht, während ich sie halte, wirken kaum lebendig. Wenn ich sie zurücksetze in ihre Schalen, quadratische, flache Heimaten aus Plastik, ausgestattet mit Blättern, den richtigen, also solchen, die sie fressen, und feuchtem Zellstoff, kringeln sie sich zusammen, bleiben als reglose Kugeln liegen. Bis ich nicht mehr hinsehe, nachts. Wenn es dunkel ist, werden sie aktiv, kriechen hinauf zu den Spitzen der Aststücke. Ich kenne sie persönlich, verfolge und dokumentiere die Entwicklung jedes einzelnen Tieres vom Stadium des kaum einen Millimeter langen Hautsacks, der nur dafür lebt, sich mit Pflanzen zu füllen, bis zum flugfähigen Falter. Die Körper sind das Wichtigste, von Anfang an, die Unversehrtheit der Körper.

Erst wenn sie größer sind, das dritte Larvalstadium überschritten haben, nehme ich sie, vorsichtig, mit einer Pinzette. Larven, wie sie nennt, wer ihre Unfertigkeit betonen will, bestehen vor allem aus Körper – Körper und Kopf. Über und über leicht behaart, bleiben sie an meiner Pinselspitze hängen, ob sie wollen oder nicht. Das heißt: Sie haben nichts zu wollen. Das Härteste an ihnen ist die Kopfkapsel, sie bleibt bei jeder Häutung übrig und wird vom Tier selbst gefressen. Es verspeist seinen Schädel, weil ihm schon ein neuer gewachsen ist: Kauwerkzeuge, Spinndrüsen, Sehfelder aus Anhäufungen verschwindend kleiner Punktaugen, damit erblickt es, soweit bekannt, nur Schattierungen im Licht, heller oder dunkler. Hat nichts vor, als zu wachsen; weil die Haut nicht mitwächst, muss es ihr ständig wieder entschlüpfen – dreizehn Segmente, immer, so ist es gebaut. Kann riechen und tasten, bewegt acht Paar Beine: drei an der Brust, vier am Bauch und eins ganz hinten,

damit das dreizehnte Segment des Larvenleibes nicht nachschleift; aus den Brustbeinen entwickeln sich die Beine des Falters, die übrigen verschwinden. Was vier Paar Bauchbeine hat, wird später ein Schmetterling, würde ein Taxonom sagen. Ich bin keiner.

Ich verfüge frei über meine Zeit, und darum beneiden mich alle, außer Heinrich. Du bist dein eigener Herr, *Teacake*, sagt Mr. Pants jedes Mal, wenn ich bei ihm tanke und jedes Mal exakt dann, wenn er den Hahn an die Zapfsäule hängt, Mr. Pants war der Erste auf Mangalemi, mit dem ich eine freundschaftliche Beziehung entwarf, ein Tankstellenbesitzer. Du bist dein eigener Herrscher, sagt er und nickt dabei zustimmend. Über etwas herrschen heißt, die Verantwortung dafür übernehmen, diese Verantwortung lastet auf mir, sie lastet auf allen, die ihre Zeit einteilen können, wie sie wollen. Ich bin verantwortlich für die Zeit, okay, nur meine Zeit, aber eine andere erlebe ich nicht, und etwas Größeres als die Zeit existiert nicht in unseren Dimensionen. Heute habe ich Zeit bis zum Abend, muss bis dahin überlegen, wo ich Futter für meine Tiere auftreibe.

Den Wissenschaftler belastet, dass er völlig allein entscheidet, was er erforscht und ob, was er erforscht hat, schon so weit erforscht ist, dass es der Welt mitgeteilt werden kann. Irrtümlich glaubt er oft, vor allem wenn er jung ist, der von seinen Kollegen ausgehende Druck sei es, was ihn so fertigmacht: die Konkurrenz. Aber das ist es nicht. Dem Wissenschaftler schwindelt vor seiner Bibliothek, deren Volumina er in einem Leben nie mehr lesen, geschweige denn erfassen wird können, denn egal welche Technologien zur Speicherung von Information erfunden werden, der Boss des Wissenschaftlers ist die Bibliothek; er schreibt dennoch Buch für Buch dazu, während sein Betrübnis, dass er für jede Seite, die er selber schreibt, hundert andere nicht lesen wird, wächst und wächst. Seine Bibliothek – sei sie digital – ist ihm eine innige unerreichbare Angebetete. Obwohl sie Nacht für Nacht im selben Raum rasten, wird er nie so in sie eindringen können, wie er es sich ersehnt. Der Wissenschaftler ist männlich – hätte ich jetzt fast geschrieben –, auch wenn er eine Frau ist. Aber das stimmt nicht. Der Wissenschaftler ist sein ganz eigenes Geschlecht und hat mit Natur wenig zu tun. Er steht im Wettbewerb mit dem Unerforschlichen, das die Ursache aller

Dinge sein soll und alles Leben zusammenhält; meine Großmutter väterlicherseits hätte *dio della madonna* dazu gesagt und solche Vergleiche, wie ich sie hier anstelle, mit den Bröseln der letzten von uns verzehrten Mahlzeit vom Tisch gewischt. Der Wissenschaftler lebt in den ewigen Tiefen unstillbarer Sehnsucht, denn er ist (unglücklich?) verliebt in die Welt, interessiert sich wahnsinnig für alles. Dieses Alles braucht nicht sonderlich groß zu sein, das Ausmaß eines Wimperntierchens, wenige Mikrometer, ist mehr als ausreichend.

*Calyptra lachryphagus*, für mich nenne ich sie »Mützchen«. Seit zehn Jahren notiere ich jedes gelegte Ei, messe jede Puppe, fotografiere das Flügelmuster jedes Falters. Für jedes Individuum besitze ich, in Excelsheets geordnet, alle Daten: Geburtstag, Häutungsdaten, Gewicht in den diversen Stadien, Metamorphosedatum, Schlupfdatum, Lebensdauer als Schmetterling, Anzahl der gelegten Eier (falls es sich um Weibchen handelt), an welchen Tagen sie gelegt wurden, Anzahl der Verpaarungen (bei den Männchen), wie viele der Eier befruchtet sind, wie viele Raupen sich verpuppen, aus wie vielen ein Schmetterling schlüpft. Ich habe alles notiert, notiere täglich weiter. 88 Falter, 36 Puppen, 211 Raupen und zirka 2500 Eier befinden sich augenblicklich unter meiner Obhut. 38.669 Falter habe ich bisher insgesamt aufgezogen.

Raupen tragen ihre Schatten am Körper, verzichten auf Dreidimensionalität, verflachen, bis sie nicht mehr auseinanderzuhalten sind von Blättern, Grashalmen; ein Streifen teilt den Leib in eine hellere und eine dunklere Hälfte. Sogar bei mir in den Töpfen tue ich mir schwer, sie zu finden, bin oft schon überzeugt, eine sei desertiert, verlorengegangen in die falsche Richtung, weg von den Blättern anstatt zu ihnen hin. Und sehe sie dann doch wo sitzen. Sitzen, schreibe ich, dabei sitzen sie nie. Stehen oder gehen, andere Möglichkeiten haben sie nicht. In meinen Anfangszeiten als Forscher war die Suche nach den Raupen ein großes Handikap, ich war monatelang unterwegs, ohne eine einzige zu finden.

Selten gelingt es mir, die Geburt eines Falters zu beobachten, wie er nass aus dem Kokon krabbelt, mit weichen Flügeln, sie langsam entfaltet. Hat er nicht genug Platz, berühren die Flügel irgendetwas, wird das für immer

sichtbar bleiben, Netz, Ast, Karton, ein Daumenabdruck, was behindert, bleibt eingeschrieben; trocknen sie unregelmäßig, bekommen sie Beulen. Die dümmste Ungeschicklichkeit ist mir einmal beim Transport passiert. Aus drei mit Watte umwickelten Puppen schlüpfen, in den Schächtelchen, die Falter, mit verkümmerten Stängeln am Thorax statt Flügeln, mit denen sie wackelten, als könne das helfen, völlig flugunfähig. Insektenkrüppel, nackt, als hätte jemand sie ausgezogen und bei lebendigem Leib gekocht. Aber sie rührten sich noch. Krochen über das Papier, aus dem ich sie wickelte.

Ohne sich anzusehen hängen sie aneinander, die Leiber verbunden, festgesaugt, rühren sich nicht, berühren sich nur an der einzigen Stelle; Kuss fiele mir ein, das Wort; schwer zu lösen, Austausch von Körperflüssigkeiten, eine Eigenart von Kuss. Wäre eine nicht unzutreffende Beschreibung, aber verboten in meiner Art Wissenschaft. Bleiben sie ungestört, verharren sie so mehrere Stunden, meist drei, meinen Beobachtungen nach. Halten die Flügel geschlossen. Manchmal, wenn sie gestört werden, fliegen sie, aneinander hängend, lassen sich, sobald sie den Störfaktor nicht mehr wahrnehmen, bald wieder nieder. Davor umkreisen sie einander, umkreisen mehrere, einer ist ihnen nicht genug, auch sie wählen aus, wie, weiß noch niemand, nicht einmal ich, der nichts anderes tut als ihnen zuschauen. Das Umkreisen ist die Umarmung der Falter. Bäringer wäre entsetzt über solche Vergleiche, er darf keinesfalls lesen, was ich hier von mir gebe. Die Naturwissenschaftler haben einander innerhalb des letzten Jahrhunderts dazu gezwungen, ihre Ehrlichkeit genau einzugrenzen auf das ihnen anerzogene Vokabular und die übliche Grammatik. Zu viel Phantasie haben wir einander abgewöhnt; weil wir uns ängstigen, den Überblick zu verlieren. Anders kann ich das nicht erklären.

ÜBRIGENS, MEIN NAME IST Franz Wilhelm Rosalie Caspari, abgekürzt F.W.R. Caspari, geboren 1980 in Wien. Auch ich verlasse mich auf meinen Körper. Wie die Raupen, wie alle Lebewesen. Trainiere ihn, seine Muskeln, sein Hirn. Fitnessstudio, halbe Marathons, Zehn-Kilometer-Läufe. Bibliotheken, Vorlesungen, Vorträge, Konferenzen, Korrespondenz. Was sich durch Training nicht vervollkommen lässt – meine Sinnesorgane –,

verbessere ich mit technischer Hilfe, computerunterstützt sehe ich bis zum Mikrometerbereich gestochen scharf; schneide die Schalen von Eiern, die einen Viertelmillimeter messen, in feine Streifen; rieche, was ein Falter riecht, weil bei einem spezifischen Peak der chemischen Analyse ein Sensor reagiert, mir zeigt, dass die Antenne des Tieres zuckt, obwohl sie bereits seit einer Stunde von dem Leib, zu dem sie gehörte, der sie bis dahin in Bewegung versetzte, getrennt ist.

Mein Körper hat nicht immer dieselben Ideen wie ich. Seit einigen Wochen scheint er verwirrt, drängt zum Aufbruch. Obwohl ich gerade erst verweist gewesen bin. Dieser Aufbruch wäre ein ganz unwissenschaftlicher. Ich bemühe mich, ihn nicht zu beachten, will nicht bedrängt werden, erst recht nicht vom eigenen Körper. Sein Verlangen ist absurd. Er will die Insel verlassen, zurück auf den alten Kontinent, zurück zu meinem Vater. Geflissentlich ignoriere ich ihn. Deshalb bin ich Wissenschaftler geworden. Unabhängigkeit! Von allen, inklusive des eigenen Körpers. Mein Körper drängt mich, meine wissenschaftliche Arbeit aufs Spiel zu setzen. Aus einer Laune, einer lächerlichen Angst. Zwei Launen, zwei Ängsten, wenn ich genau zähle. Ein Brief, was ist schon ein Brief. Ja, er hat einen Körper wie ich, und eine Seele hat er. Aber Papier ist nichts mehr wert. Eine Papierseele ist flüchtig, evaporiert, Gedankengas des Verfassers; der feste Zustand wäre gegenwärtig der digitale, da ist alles überprüfbar. Ich kann so tun, als hätte ich den Papierbrief nie erhalten; auf die Post ist kein Verlass, sicher nicht auf die öffentliche. Man hätte eine private Transportfirma beauftragen müssen. Die Nachricht ist schlicht nicht angekommen. Ich zerknülle den Brief aber nicht, schiebe ihn in eine Klarsichthülle, zwischen Rechnungen von iTunes-Einkäufen, in die Mappe mit meinen akademischen Dokumenten, Rücken an Rücken mit der PhD-Urkunde. Indem ich den Körper des Briefes nicht zerstöre, nur unschädlich mache, weise ich meinen Körper in seine Schranken. Ich archiviere, was ich nicht bekommen habe.

Nackt stelle ich mich vor den Spiegel. Ich ähne meinem Vater gar nicht, mein Körper müsste das wissen und Angst Nummer zwei eliminieren, einfach löschen, wie man ein File löscht. Click und in den kleinen Kübel rechts unten im Bildschirm ziehen. Gerade war ich im Fitnessstudio, Pudding

Tarzan, nenne ich es, mache mich darüber lustig, gehe trotzdem regelmäßig trainieren, an Donnerstagen und Samstagen, das Studio ist überfüllter als die Cafés an der Strandpromenade, besonders am Wochenende; in so einem Studio ist mein Vater natürlich nie gewesen.

Mein Job ist Sport genug, sagt er, ich habe eine Kondition.

Manchmal muss ich lachen, wenn ich aus der Ferne an den Vater denke, ein zärtliches Lachen, das ihn vermisst, meinen Vater, der so bedingungslos hinter allem steht, was ich tue. Wieder hat mein Körper recht und nicht ich; ich ähne meinem Vater, irgendwie, nicht dem Vater auf den Fotografien, dem echten lebenden. Alles ist verrutscht, aber die Einzelteile sind vorhanden, Lage und Form der Muskeln, kräftige Unterschenkel, so sehr ich mich dagegen sträube, sogar die Lippen habe ich von meinem Vater, auffallende, leicht asymmetrische Lippen.

Mit drei Fingern fahre ich über die Rücken meiner Bücher in der mittleren Reihe der Stellage, keine Liebesgeschichte zu finden, alles voll wissenschaftlicher Fakten. Oder: Die Geschichte Bäringers könnte man im weiteren Sinn als Liebesgeschichte bezeichnen, er widmet – weiht, liegt mir auf der Zunge – sein Leben diesen Tieren; weint für sie in allen Wäldern Thailands, lässt sie ihre züngelnden Rüssel in alle Öffnungen seines Gesichts stecken, will beweisen, dass sie ihn brauchen, seinen Speichel, seinen Rotz, jeden Tropfen, den seine Augen produzieren. Dass sie den Menschen brauchen, will er beweisen. Bäringer ist ein hoffnungsloser Fall.

Da sitzt ein Gecko am metallenen Fuß der Lampe in der Ecke des Zimmers, er oder sie, bei einem Reptil kann ich das nicht sagen, ohne das Tier in der Hand zu halten, hängt an einem Fuß, wie ein Turner. Es ist einer von der Sorte mit den irrealen Augen, die beim ersten Hinsehen so menschenartig wirken, wegen der Lider, mit denen er klimpert wie ein flirtendes Fräulein, ein Leopardgecko. Seltsam, die findet man eigentlich nie im Inneren von Häusern. Im nächsten Moment ist er weg. Wieder sehe ich nur meine Bücher vor mir.

Ich betrachte meine Aussicht von meinem Arbeitstisch aus, die bis zum Plafond reichende Bücherwand, die meisten dieser Druckwerke haben sich im Lauf der neun Jahre, seit ich auf die Insel gezogen bin, angehäuft.

Angekommen bin ich mit einem Armvoll, der auf ein halbes Fensterbrett passte, in meinem damaligen provisorischen Zimmer direkt am Hafen, der kein heruntergekommenes Viertel ist, sondern die blühendste, schillerndste Gegend der Stadt. Dort habe ich Heinrich kennengelernt.

Von zu erfolgreichen Leuten muss man sich fernhalten, sagt Heinrich. Sich von mir fernzuhalten hat er also keinen Grund. Auf seine Vermittlung hin wohne ich im einstigen Familienbesitz eines Politikers, der ziemliche Berühmtheit erlangt hat; einer der Guten, möchte ich betonen, Heinrich kennt ihn persönlich, wollte den Kontakt angesichts der vielen Karriereschübe des Mannes aber nicht so eng halten. Ich habe ziemliches Glück gehabt (unheimliches Glück!, so mein Vater) und habe seit damals ein Haus mit drei geräumigen Geschoßen zur Verfügung, zu einem wirklich günstigen Preis. Als ich den Mietvertrag unterzeichnete, gab es noch keine Billigfluglinien, die junge Engländer für halbe Wochen über den halben Erdball fliegen; und Ausländer hatten kein Interesse, sich hier, so nahe der Hauptstadt, Port Blaise, niederzulassen. Es waren die Jahre, da mehrere Inselbewohner kurz nacheinander in der Landespolitik Bedeutung erlangten und in der Folge ihren Wohnsitz aufs Festland verlegten, die hiesigen Immobilien schnell und ohne besonderen Ehrgeiz, Gewinn zu erwirtschaften, vermieteten.

Im Lauf der Jahre habe ich das Haus gründlich umgestaltet und perfekt an die Notwendigkeiten der Schmetterlingszucht angepasst. Der erste Stock besteht aus klimatisierten Räumen, in denen sich auch die Tageslänge regulieren lässt; je nachdem, wie ich die Programme einstelle, fahren lichtdichte Jalousien vor die Fenster oder schalten sich UV-Lampen ein, bei Bedarf scheint lange nach Sonnenuntergang noch meine ganz private Sonne. Die Schaltkreise sind mit einem Alarmsystem verbunden. Falls irgendetwas nicht stimmt, werde ich per SMS verständigt. Stromausfälle sind in Port Blaise nicht selten. Das System weckt mich auch nachts, sodass ich unverzüglich einschreiten kann. Ich besitze einen benzinbetriebenen Generator, bin, im Notfall, vom Stromnetz unabhängig.

Ich liege unten im Erdgeschoß. Ganz oben, im Dachboden, den ich ausbauen ließ, ist die Puppenstube. Ich bewahre die Puppen getrennt von

den Faltern und Raupen auf; im Fall eines Schimmelbefalls, einer Erkrankung, sterben nicht alle Tiere, ich bekäme wenige Tage später eine neue Generation.

Im Garten steht eine sechs mal sechs Meter große begehbare Voliere, in der ich jeden Morgen die Blühintensität der Nektarpflanzen kontrolliere, blühen zu wenige, stelle ich frische Pflanzen in voller Blüte hinein. Ein Gärtner aus der Nachbarschaft versorgt mich damit mehrmals wöchentlich, verlangt dafür nichts, keinen Cent, erkundigt sich nur regelmäßig nach dem Fortgang meiner Arbeiten, lässt sich hin und wieder einen Falter auf die Hand setzen.

Ich bin mittlerweile nicht mehr unbekannt auf der Insel. Meinen Spitznamen, Teacake, hat mir Mr. Pants verpasst, weil ich ihn anfangs, als ich gerade hergezogen war, immer um *teacakes* gebeten habe, wenn er mir eine Tasse dieses starken, bitteren Tees hingestellt hat, den hier alle trinken. Ohne diese Kuchen hätte ich den Tee nicht hinuntergebracht, runde süße Biskuitstücke, ähnlich wie Madeleines, aber zitroniger. Jede Begegnung mit Einheimischen endet normalerweise mit einem Teemoment; ohne die Kuchen hätte ich mich in den zehn Jahren also mit keinem angefreundet. Der Tee meines Freundes Mr. Pants ist weit und breit der bitterste.

Heinrich trinkt keinen Tee, niemals, das wissen alle, Heinrich gehört hier einfach dazu. Ich dagegen muss Tee trinken, um dazuzugehören.

Nichts in Port Blaise deutet auf Maria Theresia hin, kein Denkmal, keine Plakette. Die einzige Inschrift betrifft einen Meeresvermesser, den Namenspatron. ARCHIBALD BLAISE steht in Marmor, tatsächlich Marmor, wer weiß, woher angeschleppt, gestanzt auf einer Platte in der, wie ich sie nenne, *lost-glory*-Bucht, eine Art Vergnügungshafen, wo undichte Boote ins Wasser gelassen werden und manchmal aus der Peripherie angereiste Familien picknicken. Sechs Jahre lang war Mangalemi eine österreichische Kolonie, die einzige Kolonie, die wir je hatten. Wir haben sie auch bald wieder verloren, ohne etwas damit anzufangen. Dass ich überhaupt etwas von der Beziehung meines derzeitigen Aufenthaltsortes zu meinem Geburtsland weiß, verdanke ich meiner Schwester. Sie ist (seltsamerweise, denn es passt nicht zu ihr) Fan der Erzherzogin Maria Theresia; weiß alles

über die von ihr gegründete Ostindische Handelskompanie, die Versuche, von Triest aus die Kolonialpolitik der Holländer zu kopieren, man fuhr dafür extra unter holländischem Kommando, wenn auch unter der Flagge des Heiligen Römischen Reiches; es geht um die Jahre nach 1776, als die Habsburger groß und mächtig übermütig waren. Sogar die Idee, Madagaskar zu erobern, tauchte auf. Das wiederum wusste ich, nicht meine Schwester. Mehr als die Erklärung der Insel zur Kronkolonie passierte nie. Sechs Mann (Österreicher im weiteren Sinn) wurden als Posten eingesetzt. Sie blieben nicht lange.

Hier auf der Insel hat niemand eine Ahnung von diesen Dingen und Geschehnissen, und ich bin historisch nicht sonderlich gebildet, beziehungsweise habe ich mich vor meinem Umzug nur mit der biogeografischen Geschichte der Insel befasst, nicht mit der von Menschen verursachten.

Manchmal gehe ich am frühen Nachmittag an den Strand, betrachte die Leute im Wasser; wie die Tropfen von ihrer Haut perlen, wie sich ihre nassen Haare an den Kopf legen, wie sie in ihrem Wesen zu glänzen beginnen. Nasse Menschen gefallen mir besser als trockene. Sie bekommen eine besondere Qualität, scheinen veredelt; durch die Schicht aus Element, das nicht ihres ist. Wenn ich ehrlich bin in meinen Selbstgesprächen und mir eine gewisse Naivität gelten lasse, wundere ich mich über die Undurchlässigkeit ihrer dünnen Haut, als hätte ich noch nie von Physiologie, Chemie oder Physik gehört. Unter diesen Umständen ziehen mich die Menschen an. Ich hätte nichts dagegen, sie zu berühren, solange sie nass sind, während ich sonst Abstand halte, besonders wenn sie in Mengen auftreten.

Zwischen den Handtüchern entdeckte ich einen Bläuling im kurz rasierten Gras; auch er entdeckt hier offenbar irgendetwas. Bläulinge sind taxonomisch eine schwierige Gruppe; um ihn zu bestimmen, müsste ich ihn fangen. Von entwaffnender Geringfügigkeit, wie er da über diesen grünen Teppich flattert, der aus den langweiligsten Grassorten der Welt besteht und besticht durch Beständigkeit und Belastbarkeit. Diese Wiese lässt sich ausrollen, nach Bedarf, wächst, wo sie gegossen wird. Und jemand, auf den

legendären Schlendrian der Insel verzichtend, schneidet sie immer genau zweieinhalb Zentimeter kurz.

Man spürt überall den Einfluss der Engländer, bis in die Toiletten und Bäder; dort ist es genauso angenehm wie in der Sprache. Das Englische liegt wie ein duftender, sagen wir, parfümierter Film über allem. Was auf Englisch gesagt wird, scheint halb so schlimm. Deswegen lasse ich mich auch seit Jahren Teacake nennen, ohne zu protestieren; während mir »Teekuchen« oder »Rosinenbrötchen« unerträglich wären.

Die Spuren der Habsburger in Mangalemi sind vernachlässigbar. Das Café Vienna könnte es überall auf der Welt geben, mit den paar Männern, die hier vor mehreren hundert Jahren herumschlichen, hat es nichts zu tun. Niemand assoziiert sie damit, niemand weiß davon. Man weiß aber vom verfallenen viktorianischen Friedhof. Man weiß von der »englischen Zeit«. Man liebt englischen Rasen. Im Grunde hätte man am Rand dieses Strandes auch einen grünen Parkettboden verlegen können, ökologisch gesehen wäre der ebenso wertvoll wie der momentane Rasen. Wir (der Schmetterling, ich und die Badegäste) räkeln uns hier auf einer glatzigen Stelle des Archipels, der eine Perücke verpasst wurde. Und in diesem makellos soignierten Wohnzimmer lebt das Falterchen, zumindest auf Durchflug.

Es ist ein ganzer Zoo. Die Badenden blicken und bewegen sich wie zu schnell groß gewordene junge Kätzchen. In dieser reizend zahmen Natur kennt meine Sympathie für die Mitmenschen kaum Grenzen. Ich halte mich hier auf, um ihre Schönheit bestätigt zu bekommen, ihre grundsätzliche Schönheit, das Potenzial dazu.

Heinrich nehme ich nicht mit hierher, oder anders formuliert: Heinrich hat mich bisher nie an dieses begrünte Meeresufer mitgenommen. Ihn interessiert im Wasser nur das Schwimmen. Er liebt Menschen sowieso. Wie sie aussehen, hängt vom Blick ab, würde er wahrscheinlich sagen, vom Blick, der sie einfängt.

DER TOD ERLEICHTERT MIR DAS LEBEN; auf der Insel, meine ich. Er lieferte mir Futter für die Falter; kaum andere Ereignisse liefern es so reichlich. Angesichts des Todes merken die Leute nicht, was mit ihnen

geschieht, haben nach der Zeremonie keine Erinnerung daran, wie sie von einem Schwarm Nachtschmetterlingen umschwärmt wurden, sich ihnen mehr oder weniger zarte Rüssel unter die Lider drängten; sie lassen die Tränen rinnen, genießen sich nicht, vergessen auf Taschentücher, lassen sich traumwandlerisch von Insekten das Gesicht trocknen. Trösten, so nenne ich es. Ich wünschte, ich könnte den Anblick, der sich mir bietet, mit einer Filmkamera aufnehmen. Trauernde Menschen, Grabsteine, die Köpfe umschwärmt von etwas schwer Erkennbaren: einer orangegoldenen Bewegung. Wird der Sarg in die Erde gesenkt, die Asche verstreut, erstarrt sie zum Hauch. Derartige Details meiner Arbeit kann ich schwerlich im Methodenteil eines wissenschaftlichen Artikels erläutern; dabei sind sie unverzichtbar.

Gerade nehmen die Falter wieder überhand, entpuppen sich zu Dutzenden gleichzeitig, unruhig umflattern sie mich, schieben mir ihre Rüssel suchend über die Haut auf den Oberarmen, setzen sich auf meine Schultern, bleiben mit ihren geknickten Beinen im weißen T-Shirtstoff hängen, die Tarsen am Ende der Gliederfüße verfangen sich. Ich muss sie füttern. Wenn sie nicht relativ bald nach dem Schlüpfen zu trinken bekommen, entwickeln sie sich schlecht; das ist der Trick, einer der Tricks für meine Zuchterfolge.

Begräbnisse haben, seit ich mich mit *Calyptra lachryphagus* befasse, eine neue Bedeutung in meinem Leben erhalten. Manchmal reise ich mehr als hundert Kilometer weit ans andere Ende der Insel, um einer Verabschiedung beizuwohnen. Nur selten ist es eine Bestattung, bei der ein Sarg in ein Erdloch hinuntergelassen wird, viele verbrennen ihre Toten, verstreuen die Asche oder kippen sie, an dafür vorgesehenen Orten, ins Meer. Letzteres ist für meine Zwecke am allerwenigsten geeignet. Am praktischsten für mich sind klassische Begräbnisse. Nur eine Minderheit der Inselbewohner ließ sich von Missionaren zum Christentum überreden, der Großteil sind Hindi oder Muslime, ein äußerst geringer Prozentsatz konfessionslos, Letztere vor allem europäische Zuwanderer.

Je bekannter die verstorbene Persönlichkeit, desto mehr Menschen verspricht die Totenfeier anzulocken. Ein beträchtlicher Teil meiner Forschungsarbeit besteht mittlerweile im Monitoring von Exequien; man

kennt mich als Zaungast, ich erhalte sogar Einladungen – auf schlechtem Papier gedruckte Karten mit verwaschenen Fotografien oder Zurufe, wenn man mir begegnet; sogar wenn ich mit geöffnetem Fenster vorbeifahre, schreit man mir nach, wo dem Nächsten die letzte Ehre erwiesen wird. Manche der Einheimischen denken, ich studiere ihre Bräuche; sie erklären mir die eine oder andere Besonderheit, von der sie annehmen, sie sei etwas, das die Welt anderswo noch nie gesehen habe.

Ich konsumiere die Trauer mir gänzlich Fremder, zeige Anteilnahme, versteht sich; und muss doch schnell wieder fort sein. Auf den Alkohol der Christen verzichten, der den Kummer ehrlich unter allen Anwesenden verteilt; auf die Gelage, Fressereien aller Konfessionen.

Ich bin mittlerweile ein Champion im unversehens Unsichtbarwerden.

Ich verschwinde, und niemand wird sagen können, wann ich verschwunden bin; es wird immer einen Zweifel geben, ob ich nicht doch fast bis zum Ende des Festes da war, und keiner wird sich trauen, mir diesbezüglich etwas vorzuwerfen. Die Konzentration, die mir diese Bestattungsdiplomatie abverlangt, ist enorm, an solchen Tagen komme ich völlig erschöpft nach Hause.

ICH SCHLICHTE MEINE TIERE in ihren Plastikbechern in Schachteln, diese in den Kofferraum und fahre über Land. Ich achte darauf, kurz vor Beginn der Zeremonie da zu sein; während die Trauergäste eintrudeln, bereite ich alles vor. Wenn der Moment gekommen ist, der Trauerzug sich in Bewegung setzt, nütze ich die Gelegenheit der Zerstreuung, entferne mich schnell und lasse die Falter aus ihren Behältern. Sie fliegen dann ganz von selber zu denjenigen, die am heftigsten heulen; glücklicherweise meist keine Kinder; Kinder sind in solchen Situationen stolz darauf, nicht zu weinen, sie kultivieren ihre Tapferkeit, Kinder wären ein Risiko, sie beobachten unerbittlich, sie würden schreien, wenn eins meiner Tiere seinen Rüssel unter ihr Augenlid schiebt. Die Erwachsenen sind so mit sich selbst beschäftigt (mit ihrem vermeintlichen oder echtem Schmerz), dass sie in den Minuten, in denen der Leichnam in die Erde gelassen wird, kaum

wahrnehmen, was rund um sie geschieht. Das sind die Momente, in denen sich der Schwarm auf ihren Gesichtern niederlässt.

BÄRINGER HAT MICH, WISSENTLICH ODER NICHT, falsch informiert. Ein Jahr versuchte ich erfolglos, die Tiere auf Blättern dieses verfluchten Strauches zu züchten, ein Jahr, in dem Hunderte Individuen eingingen, ich Stunden um Stunden vergeudete, ein ganzes Jahr, bis ich endlich dahinterkam, was sie wirklich fressen. Bestimmt nicht das, was Bäringer behauptet. Bestimmt nicht nur Blätter von dieser einen speziellen Strauchart; im Gegenteil, viele verschiedene Blätter von möglichst verschiedenen Baumarten müssen es sein, je mehr, desto besser. Die Raupen gedeihen bei mir bestens, ohne in ihrem ganzen Leben auch nur ein einziges Blatt des angeblich so wichtigen Strauches gesehen zu haben, geschweige denn, dass sie es gefressen hätten. Dazu kommt noch etwas anderes, das adulte Stadium betreffend: die Falter. Auch Bäringer hat nie ein Hehl daraus gemacht, nicht einmal mir gegenüber. Es ist sein ganzer Stolz. Seine Entdeckung.

»Könnte man sie Parasiten nennen?« So betitelte Bäringer kürzlich einen seiner populärwissenschaftlichen Artikel. Ganz offensichtlich hat er hervorragende Verbindungen zu den Medien, nicht nur zur Journaille – die *Neue Zürcher Zeitung* brachte innerhalb von sechs Jahren drei großformatige Berichte über ihn! –, sondern auch zum Fernsehen. Ein unvergessliches Bild von ihm aus Thailand; ein Schwärmer direkt vor seinem rechten Auge, flatternd, in der Luft, den Rüssel unter Bäringers Lidrand gesteckt, Bäringers gerötetes, blutunterlaufenes Auge, mit dem Finger aufgespreizt, in Zoomaufnahme, ein Selfievideo. Da ist er am glücklichsten, wenn ihm so etwas gelingt. Es gibt Fotos mit Faltern, die an Kuhaugen saugen, an Elefantenaugen, hervorragende Fotos, beste Qualität, viel besser als diejenigen, die er mit ausgestrecktem Arm von seinen eigenen geplagten Augen macht. Doch die Bilder der tränenden Tieraugen befriedigen ihn nur marginal, er will beweisen, dass viele Schmetterlingsgattungen Menschliches aufsaugen, die privateste aller Flüssigkeiten.

Er stellt sich auf eine Lichtung, eine halbwegs offene Stelle im Wald, achtet darauf, dass der Mond nicht zu stark leuchtet, wählt die Tage

sorgfältig; wartet. Wenn sie kommen, lässt er sie an seinen Lidrändern Platz nehmen, wartet und wartet weiter reglos, bis einer den Rüssel darunter schiebt. Er fotografiert. Das Blitzlicht verscheucht das Tier, aber das Foto erscheint in Bäringers nächster Publikation. Trotzdem bleiben seine Beweise anekdotisch. *Calyptra lachryphagus* an sich interessiert ihn kaum, ihm geht es darum, immer wieder eine andere Art zu finden, immer wieder eine neue, die unter anderem *auch* Menschenwasser trinkt. Dass es eine Art geben könnte, die menschliche Tränen trinken *muss*, um zu überleben, lässt sich nicht einmal Bäringer träumen.

Wenn er mit Journalisten spricht, berichtet er von dem »sanften und schmerzlosen Gefühl«, das Schmetterlingsrüssel ihm verursachen, wenn sie aus seinem Auge saugen. Wenn er wüsste, was ich züchte, wie weit ich schon bin! Womöglich weiß er es, und es tangiert ihn nicht. Wir haben den Kontakt abgebrochen, ein sanfter Bruch – um seine Worte zu verwenden –, ein schmerzfreies Gefühl, weniger spürbar als ein Schmetterlingsrüssel.

ICH SETZE VIER MÄNNCHEN UND ZWEI WEIBCHEN in einen Käfig von vierzig mal vierzig mal vierzig Zentimeter Größe; diese Käfige macht mir eine Behindertenwerkstätte, von Engländern eingerichtet, ob sie Missionare waren, weiß ich nicht. »Behindert« zu sagen ist verpönt zu Hause in Mitteleuropa, schreibt meine Schwester, und die Online-Zeitungen bestätigen ihren Bericht. Hier, wo manche Person beinlos über den Strand kriecht, sich auf den Armen dahin frettet, wirkt diese Debatte künstlich. Die kleine englische Werkstätte nimmt, je nachdem, was es zu tun gibt, auch tageweise Leute an, ist angesehen auf der Insel, man ist den Engländern dankbar, dass sie gewisse Institutionen eingerichtet haben. Daran musste ich mich erst gewöhnen, anfangs, als ich auf die Insel kam, dass die Leute den Kolonialisten dankbar sind. Ich hätte erwartet, sie wären heilfroh, sie endlich davongejagt zu haben; auch dass sie das Englische hassen würden, hätte ich erwartet. Nichts davon. Sogar für den aufgelassenen Friedhof aus dem 18. Jahrhundert sind sie dankbar, ist er doch immerhin etwas, das man Touristen zeigen kann, den Tauchern an den Tagen, an denen das Meer zu unruhig ist, die Tauchgänge aus Sicherheitsgründen abgesagt werden. Dann wirbt man

mit leicht gruselig gestalteten Flyern für Ausflüge zum englischen Friedhof. Gruselig ist dort nichts, und für meine Zwecke ist der Ort völlig ungeeignet, seit Jahrhunderten wurde dort keine Träne mehr geweint, ich überlasse ihn den Einheimischen gerne.

In der englischen Werkstätte also bestelle ich bei Bedarf neue Käfige, es sind gute Erzeugnisse, stabil und aus hübschem hellen Holz gemacht, das Netzmaterial lasse ich mir aus Australien kommen, dort stellt eine Firma besonders feinmaschiges, glattes Netz her, ich halte es gern in den Fingern; auch das ist wichtig. Für mich zumindest. Anderen Kollegen sind solche Details egal, Hauptsache, es tut seinen Dienst, sagen sie. Bäringer ist einer von ihnen. Stolz teilte er mir (als wir noch korrespondierten) wieder und wieder mit, wie billig er dies oder das besorgen könne. Er zum Beispiel nimmt Käfige, die andere Labors ausrangiert haben, in unterschiedlichen Größen, mit irgendwelchem Netzmaterial. Ich sage: Nein, es muss sich gut anfühlen, genau das Material sein, das ich will. Je feinmaschiger das Netz, desto geringer die Chance, dass Parasiten eindringen, meine Zucht gefährden.

Bäringer setzt sich über solche Bedenken hinweg. Ihm geht es um ihn selbst, um seine Berühmtheit. Wie schlampig seine Zucht beisammen ist, sieht man auf den Fotografien der Illustrierten, denen er Interviews gibt; die Höhle eines Irren, möchte man bei dem Anblick sagen. Er gefährdet das Ansehen unserer Disziplin. Nicht alle experimentieren mit fettigen Haaren in schmutzigen Löchern, das zu betonen ist mir wichtig.

Die Weibchen wählen die Männchen, das ist die Hypothese meines Experiments; eine gewisse Wahlmöglichkeit haben auch die Männchen, deshalb diese Zahlen: zwei zu vier. Ich möchte beweisen, dass es so ist. Das Weibchen wählt, aber das Männchen sucht sich das absolut jüngste Weibchen aus, sei es nur eine Stunde jünger als das andere, nur dreißig Minuten jünger, das Männchen merkt das. Ist keins der beiden jung genug, hat keins der beiden Erfolg; das Männchen führt dann zwar alle in ihm vorgesehenen Verhaltensweisen durch, zwanglos, die Falter flattern stundenlang einmal in der einen, einmal in der anderen Ecke des Käfigs,

saugen an den Fruchtstücken, die ich ihnen hinlege, spielen ihr Balzverhalten durch, *flirten* miteinander, sonst geschieht aber nichts.

Ich liebe es, das zu beobachten, es verschafft mir ein unglaubliches Glücksgefühl, ich weiß: Sie tauschen nur Pheromone aus, Geruchsstoffe. Doch imaginiere ich Zärtlichkeit hinein. Und könnte es nicht sein, dass es sich um etwas handelt, das wir zärtlich nennen, weil ich es doch so wahrnehme und auch die Tiere immer aufgeregter werden, ganz schnell und immer schneller mit den Flügeln schlagen, die Fühler aneinander reiben, sich nah beieinander hinsetzen, noch näher, fortwährend flatternd, aufgeregter und aufgeregter? Wenn wir es Aufregung nennen, weil wir es so nennen können, kann es für die Tiere nicht etwas Ähnliches sein?

Diese Experimente faszinieren mich, ich bekomme nicht genug davon, wieder und wieder setze ich sechs Individuen in einen Käfig; manchmal stelle ich zwei oder drei oder vier Käfige gleichzeitig nebeneinander auf und erhalte so eine größere Anzahl Stichproben pro Tag. Das ist wichtig, genug Stichproben, ich will ja publizieren, bei aller Liebe zur Beobachtung. Alles, was man sagen will, muss schriftlich gesagt werden, damit es zählt.

Schreiben, schreiben, schreiben, dafür bin ich nicht Wissenschaftler geworden. Ich habe mich aber daran gewöhnen müssen, und mittlerweile muss ich achtgeben, nicht mitgerissen zu werden, von dem Sog, der Publikationen in hochrangigen Journalen umgibt. Nicht was ich getan, nur was ich geschrieben habe, gilt. So ist das.

An manchen Tagen bildet sich kein Paar, manchmal bildet sich tagelang kein Paar, weil immer wieder etwas nicht stimmt, etwas mit dem Altersunterschied der männlichen und weiblichen Falter, etwas mit ihren Pheromonen, wer weiß das schon. Ich will es wissen! Ich setze immer wieder andere potenzielle Paare zueinander, immer wieder sechs Falter in einen Käfig. Manchmal verzähle ich mich, fluche mit mir: Wie kann man sich bei sechs Tieren erzählen? Ökologen sind die schlechtesten Mathematiker, nicht einmal zählen können sie, schelte ich, wenn Heinrich nicht in der Nähe ist. Heinrich mag es nicht, wenn ich fluche. Nein, er hasst es. Auch wenn es ihn nicht betrifft; er will mich nicht schimpfen hören.

In einem offenherzigen Augenblick – wir saßen am Hafen wie am Anfang, als wir uns kennenlernten, waren uns zufällig begegnet, als ich eine Besorgung machte, er herumschlenderte, vorschlug: Wie wär's mit einem Bier – als wir da saßen, im Schatten, denn niemand auf der Insel sitzt in der Sonne, nur Touristen, da habe ich ihn gefragt, was ihn wirklich stört an mir. Er hat lange überlegt, mehrere Minuten lang. Wenn du fluchst, sagte er dann, wenn du fluchst, das verkrafte ich nicht. Wenn du aufhören würdest zu fluchen, bitte, dann gäbe es nichts, was mich an dir stört.

Heinrich flucht niemals. Ich führe das auf unterschiedliche Erlebnisse in der Kindheit zurück. Bei uns wurde lautstark gestritten, dann war es wieder gut, die Mannigfaltigkeit der österreichischen Schimpfwörter habe ich früh gelernt; seine Eltern fluchten offenbar nicht. Haben sie nicht, sagte Heinrich, nein, aber ich würde diese Kindheitsgeschichten nicht überbewerten. Wenn man erwachsen ist, kann man sich ruhig dafür entscheiden, glücklich zu sein; man ist seiner Kindheit nicht hilflos ausgeliefert. Wenn man an keinen Gott glaubt, wieso dann daran, dass einem die Kindheit das Schicksal vorschreibt? Als Atheist oder Agnostiker, wie du willst, kann man per Definition an kein Schicksal glauben. Warum dann also daran, dass einen Menschen, deren Gene man trägt, die also naturgemäß das Beste für einen wollen (das ist doch Biologie?), fürs Leben schädigen würden, nur weil sie ab und zu gesagt haben, iss auf, sonst spielst du nicht Ball, die Kinder in Afrika hungern?

Gewisse finanzielle Voraussetzungen erleichtern einem das eine oder das andere, klar; und ich spreche jetzt nicht von heftigen körperlichen Misshandlungen, ich spreche von einer, nennen wir sie, normalen mitteleuropäischen Kindheit. In Mitteleuropa ist es modern geworden, mit seiner Kindheit zu hadern, seit dem Zweiten Weltkrieg, würde ich sagen. Heinrich war in einen Redefluss geraten und nicht zu stoppen, obwohl sein Glas leer war und ich Anstalten machte, die Aufmerksamkeit des Kellners auf uns zu ziehen.

Die Kindheit ist eine sichere Quelle für Gründe zur Unzufriedenheit, sie erlaubt einem, sich von der Verantwortung für das eigene Leben freizusprechen; dafür, dass es verläuft, wie es verläuft, und man diesen Verlauf nicht notwendigerweise als optimal erlebt. Mangels eines anderen